

**Impuls zur interreligiösen Studientagung „Kirche und Migration“
Von Dunya Elemenler, Referentin für den Interreligiösen Dialog (Köln)**

Meine sehr verehrten Damen und Herren, es ist mir eine Freude heute zu Ihnen sprechen zu können. Es ist leider noch ein Novum, dass auch im interreligiösen Dialog über die eigene Ausrichtung und Denkweise mit anderen Religionsgemeinschaften diskutiert wird. Wobei mit Bezug auf Themen die von gesamtgesellschaftlicher Relevanz sind, sollte dies eigentlich eine Normalität sein.

Für ein gelebtes Miteinander in Vielfalt ist es ein Schritt weiter als ein bloßes Lippenbekenntnis. Denn wenn wir Fremdheit tatsächlich überwinden wollen, müssen wir viel öfter miteinander diskutieren, um einander tatsächlich kennenzulernen. Deshalb ein großes Lob an dieser Stelle an die Organisatoren der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Wenn ich nun zu meinem Kommentar zu der Broschüre „Kirche und Migration“ komme, dann muss ich eingestehen, dass ich gemischte Gefühle gehabt habe. Lassen Sie mich dies weiter ausführen. Stark vereinfacht ausgedrückt, wurde ich als Muslim von einem Christen darum gebeten, meine Meinung über die Perspektive seiner Kirche auf Migration wieder zu geben. Welche Rolle nehme ich hier ein? Werde ich gefragt, weil ich ein Teil dieser Gesellschaft bin und die Migration in unser Land mich auch betrifft? Werde ich gefragt, weil Muslime ebenfalls als Fremde wahrgenommen werden? Vielleicht werde ich gefragt, weil viele Muslime unter den heutigen Migrant*innen sind? Im gleichen Atemzug kann es Ausgrenzung aber auch Einbezug sein. Auch nach mehrfacher Lektüre konnte ich auf diese Fragestellung keine Antwort finden. Der Beigeschmack bleibt.

Bei der Betrachtung der Broschüre kamen mir unterschiedliche Gedanken. Zum einen ist es gut dargestellt, dass der Mann erst Fremd und verschwommen und dann durch die Begegnung bekannt und sichtbar wird. Auf der anderen Seite bedient sicherlich unbeabsichtigt die Darstellung eines Schwarzen Mannes, der mit fremd assoziiert wird, ein rassistisches Narrativ. Mit dem Bibelvers wird dann noch der Eindruck erweckt, dass er fremd und verschwommen war und nur durch die Aufnahme sichtbar wird. Er konnte nicht aus eigener Anstrengung und Handeln sichtbar werden, sondern nur durch den Akt bzw. das Handeln der Kirche. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, das war so sicherlich keine Absicht, aber im Gespräch im Büro hatten einige meiner Kollegen eben diese Assoziation geteilt und darüber sollten wir hier sprechen.

Ein weiterer Punkt, der mich bei der Lektüre zum Grübeln gebracht hat, ist die Beschreibung des „Fremden“. Präses Kurschus appelliert in ihrem Vorwort darauf, dass Fremde nicht immer als Bedürftige gesehen werden sollen. Dies möchte ich weiterführen: Fremde sollten nie als Bedürftige gesehen werden. Hier schwingt eine Form von Überheblichkeit mit, die mit Eurozentrismus und Dominanzkultur in Verbindung steht. In späteren Aufzählungen sind Fremde als Hungrige, Kranke, Gefangene aufgeführt. Menschen, die migrieren, sind aber

nicht zwangsläufig in einer prekären Situation. Und auch wenn sie es sind, verfügen sie über eine eigene Identität, Kultur und den Willen für sich selbst zu sorgen.

In Deutschland herrscht ein Helfersyndrom, das dazu neigt, den Schützling als eben solchen zu sehen und zu bevormunden. Mit Blick auf Migration nach Deutschland ist daher Achtsamkeit geboten. Ein Flüchtling, der sein Hab und Gut hinter sich lassen musste, braucht Hilfe um einen neuen Start zu wagen. Dahingegen kommt ein Arbeitsmigrant, um selbst auszuhelfen. Eine ganz andere Situation entsteht für die Kinder und Kindes Kinder der Migrant*innen insgesamt. All diese Gruppen, die hier stark vereinfacht sind, befinden sich in Deutschland und werden unter der Überschrift Migration oder Migrationshintergrund zusammengefasst. Alle drei haben den Stempel „fremd“ egal wie lange sie schon in Deutschland leben. Letztendlich müssen wir uns die Frage stellen, wie es sein kann, dass unser Nachbar uns fremd bleibt? In der Broschüre werden die Gruppen etwas durcheinander benannt. Es wird mir nicht immer deutlich, ob von Flüchtlingshilfe die Rede ist oder ob andere Migrant*innen gemeint sind. Hier sollte aber eine deutliche Unterscheidung sein.

Ein weiterer zentraler Punkt der Broschüre ist die theologische Verortung zu Beginn. Hier finde ich mich als Muslim wieder, denn in meinem Glauben gibt es auch das Bild des Menschen als Reisenden auf Erden, der erst im Jenseits wirklich heimkehrt. Neben dieser Gemeinsamkeit ist die Erinnerung an den Weg der eigenen Religion sehr wichtig. Gegenüber Muslimen wird immer wieder das „christliche Abendland“ beschworen, wobei das Christentum historisch gesehen aus dem Morgenland stammt. Dieser Aspekt ist deshalb so bedeutsam, da mit dieser Rhetorik Muslime ausgegrenzt werden. An dieser Stelle wird aber deutlich gemacht, dass Migration zum einen etwas vollkommen Normales ist. Zum anderen wird ein positives Bild des Migranten geschaffen, der eine Bereicherung darstellt für die Gesellschaft, in die er migriert.

„Die Einheimischen erhalten den Auftrag, sich selbst immer wieder aktiv eigener Fremdheit zu erinnern und sich – auch wenn sie schon seit Generationen ansässig sind – als fremd vorzustellen.“ (Seite 14)

Mit dieser Vorstellung im Hinterkopf fällt es leichter die Augenhöhe zu wahren. Denn dadurch verfällt man nicht so leicht der Haltung, dem anderen etwas voraus zu haben. Keiner hat ein größeres Anrecht als andere hier zu sein. Wir alle gestalten diese Gesellschaft, weil wir alle Teil davon sind, egal wann wir hier her gekommen sind.

Dieser Aspekt sollte auch im Kapitel über sozioethische Orientierung Einfluss nehmen. Hier wird zum Teil unkritisch über Ghattobildung, Migrationsgründe und Integration geschrieben. Schon zur Zeit der Gastarbeiter wurden diesen bewusst nur in bestimmten Regionen Wohnungen gegeben. Ähnlich ist es heute noch mit Flüchtlingen. Damit sind die heutigen Ghettos von uns selbst verschuldet und auf eine entsprechende Politik zurück zu führen. Allgemein sollte die Gesetzgebung, welche Migrant*innen betreffen genauer betrachtet werden. Denn oftmals dürfen sie lange nicht Arbeiten, werden isoliert in sogenannten Ankunftscentren etc. In der Gesellschaft entsteht das Bild des faulen Migranten, der nicht arbeiten will. Das es aber nicht durch die Migrant*innen Selbstverschuldet ist, bleibt

verborgen, weil diese restriktive Gesetzgebung auf deutsche Staatsbürger*innen und auch EU-Bürger*innen nicht zutrifft.

Die Kriege und die Armut in vielen Ländern dieser Erde sind ebenfalls nicht selbstverschuldet. Zum großen Teil sind es Langzeitfolgen von Kolonialismus und anhaltender Ausbeutung dieser Länder durch westliche Länder, die ihren Wohlstand darauf stützen. Hier zeigt sich die hässliche Seite der Globalisierung. Dem müssen wir uns bewusst sein, bevor wir über Migration sprechen wollen. Oft wird abfällig über Wirtschaftsflüchtlinge etc. gesprochen. Unter Anbetracht der eigenen Verantwortung an der Lage dieser Menschen, erscheint die Abwertung dieser Menschen im hiesigen Diskurs mehr als beschämend. Das muss erwähnt und diskutiert werden, damit sich etwas verändern kann in unserer Welt.

Der dritte Punkt der Integration ist besonders knifflig, denn niemand weiß genau, was hier eigentlich verlangt wird. Das Beispiel des koreanischen Fußballspielers, der Tore schießt, zeigt dies sehr deutlich. Angenommen ist dieser nämlich nur solange er auch Tore schießt. Bleibt der Erfolg aus, werden die Gründe schnell in der Herkunft gesucht. Es entsteht der Eindruck, dass Integration mit wirtschaftlichem Erfolg gleichgesetzt wird.

Im weiteren Teil von Kapitel 2 wird die Aufgabe für die Religionsgemeinschaften aufgezeigt, bei der Integration mitzuhelfen. Dabei wird Integration als Teilhabe und Einbeziehen von Neuankömmlingen bezeichnet. Das ist ein wichtiger Punkt. Denn es bedeutet, dass man den Menschen auf Augenhöhe begegnet und auch zulässt, dass sie in einer „wechselseitigen Begegnung“ das Bild unserer Gesellschaft verändern. Wie das Bild am Ende aussieht, ist offen und sollte gemeinsam erarbeitet werden.

An dieser Stelle möchte ich kurz auf das Zitat des ehemaligen Vorsitzenden der CDU Mittelstandsvereinigung NRW, Friedhelm Müller eingehen, der auf Seite 30 zitiert wird. Dessen Aussage beinhaltet falsche Aspekte in Bezug auf den Islam, die so nicht unkommentiert bleiben sollte. Er sagt, dass der Islam keine Trennung zwischen Staat und Kirche kennt. Zum einen gibt es den einen Islam nicht. So wie es im Christentum viele unterschiedliche Konfessionen gibt, existieren auch im Islam unterschiedliche Ausrichtungen. Dies kann nicht vereinfacht werden und sollte in seiner Vielfalt auch benannt werden. Zum anderen gibt es keine Kirche, die die muslimischen Gläubigen vereinigen würde. Die Organisationsform ist von den Gläubigen frei gewählt und unterliegt keiner religiös vorgeschriebenen Hierarchie. Und außerdem gibt es auch keine islamische Staatsform. Zumindest finden wir eine solche nicht im Koran. Dieses negative Bild besteht leider in vielen Köpfen und es sollte daher nicht weiter verbreitet werden, bzw. wenn dann entsprechend richtig gestellt werden.

Das nächste Zitat von einem muslimischen Mitarbeiter der Diakonie ist für den interreligiösen Dialog auch nicht unbedingt hilfreich. Ob Muslime gemeinsam oder nacheinander mit Christen beten, ist sehr unterschiedlich in der Handhabung. Als Handreichung für interreligiöse Begegnung sollte dies auch berücksichtigt werden, um Missverständnisse zu vermeiden.

Im dritten Kapitel war es für mich interessant zu lesen, wie die Kirche mit der internen Diversität unter Christen umgeht. Sicherlich können wir uns hier auch darüber austauschen, wie die Kirchen mit unterschiedlichen Sprachen der Gläubigen umgehen. Gerade der Bericht über den Neujahrsempfang auf Seite 35 ist ein schönes Beispiel, wie man durch Dialog und eine offene Begegnung sich einander annähern und die Gemeinde mit den Neuankömmlingen zusammenführen kann.

Auch das Beispiel der Lydia Gemeinde, die die Fremden in ihren Vorstand holt, damit sie ihren Beitrag leisten können, sehe ich als vorbildhaft. Das ist echte Augenhöhe. Ähnliche Vorgehensweisen finden wir vereinzelt auch in unseren Moscheen. Was mich verwundert hat, war das bei den Praktischen Impulsen hauptsächlich auf diese internen Beispiele eingegangen wird. Muslime tauchen nur auf, wenn es um Konvertiten geht, die in ihren Heimatländern Verfolgung erlebt haben. Das gibt es natürlich, aber es hat für mich als muslimische Leserin einen komischen Beigeschmack. Warum werden nur negativ Beispiele in Bezug auf meine Religion genannt? Welches Bild soll entstehen? Es wäre schön, wenn hier noch ein positives Bild über den Islam und Muslime in Bezug auf das Christentum erfolgt wäre. Denn so erweckt es Vorurteile gegenüber Muslimen in Deutschland.

Als besonders kraftvoll empfand ich das Beispiel einer muslimischen Frau, die zwischen arabischsprachigen und deutschsprachigen Christen übersetzt hat. Dies zeugt von einer gelebten Vielfalt und einem erfolgreichen Dialog zwischen unseren Religionen.

Im vierten Kapitel werden dann Konsequenzen für die Kirche und die Gesellschaft benannt. Hier wird auch etwas ausführlicher über den interreligiösen Dialog gesprochen. Es wird geschrieben:

„Der ausschließliche Gebrauch der Muttersprache und die Orientierung an nationaler oder ethnischer Zugehörigkeit können aber auch die konstruktive Auseinandersetzung mit der neuen Gesellschaft, ihren Werten und Beteiligungsmöglichkeiten erschweren.“ (Seite 38)

Im Kontext von christlichen Migrant*innengruppen wurde der Aspekt der Sprache anders wahrgenommen. Manche Gemeinden bieten explizit Gottesdienste in anderen Sprachen an, um diese Christ*innen einzubinden. Die in Bezug auf andere Religionen genannte Problematik, wird hier nicht genannt, was den Eindruck des unterschiedlichen Maßes erweckt, mit dem gemessen wird.

Unabhängig von dieser Broschüre sollten wir über Sprache sprechen. Was bedeutet sie den Menschen? Warum identifizieren sich oft muslimische Menschen eher weniger mit der deutschen Sprache? Der Grund liegt sicher nicht in ethnisch ausgerichteten Moscheen. Die Moscheen waren zuerst Kulturzentren, wo sich die Menschen gegenseitig geholfen haben. Es sind heute Orte, an denen man aufatmen kann. Die Sprache ist da ein zentrales Erkennungsmerkmal. Ich möchte Ihnen dazu ein persönliches Beispiel nenne: Ich komme aus Limburg und bin von der Kultur her deutsch. Vor einem Monat war ich auf einer christlichen Hochzeit in Potsdam. Ich sage bewusst christlich und nicht deutsch. Was am Rande gesagt auch ein Problem der Broschüre ist, die hin und wieder deutsch und muslimisch als

Gegenpole beschreibt. Nun denn, ich war auf dieser Hochzeit und während der Anreise waren wir auch in Brandenburg in einem Cafe. Ich hatte die ganze Zeit ein unsicheres Gefühl. Männer mit Glatze. Wie reagieren die Menschen auf mich? Halten alle Abstand zu mir? Greif mich vielleicht jemand an? Es ist Gott sei Dank nichts passiert. Es war eine wunderschöne Hochzeit. Am nächsten Tag waren wir dann in Berlin Charlottenburg zum Brunch in einem türkischen Restaurant. Die Kellnerin sprach türkisch und ich atmete auf. Das ist mir, deutsch Muttersprachlerin, zum ersten Mal so passiert. Was möchte ich mit diesem Beispiel sagen?

Es ist zu kurz gedacht, Menschen ihre Sprache verbieten zu wollen. Zwang ist keine Lösung. Wir müssen uns als Gesellschaft fragen, was die Hintergründe sind. Und wenn in den Medien AfD und Pegida mit ihren Thesen präsent sind, dann bewirkt das etwas in den Köpfen der Menschen. Wenn man lange genug hört, dass man nicht willkommen ist, dann glaubt man es irgendwann, zumindest unterbewusst.

Der interreligiöse Dialog kann hier eine Schlüsselrolle einnehmen, diesen Prozess zu stoppen. Deshalb stimme ich der Broschüre zu, wenn sie am Ende fordert, den interreligiösen Dialog zu fördern. Wenn es um die Forderungen nach dem Recht auf Asyl geht, sollten wir zusammenarbeiten. Auch die Ermöglichung einer sicheren Einreise ist für uns muslimische Gemeinschaften ein wichtiges Thema. Hier sollten Plattformen für mehr Austausch geschaffen werden.

Die letzte Forderung nach einem Einwanderungsgesetz ist grundsätzlich positiv, wenn die Inhalte auch stimmen. Hier muss eine enge Begleitung des Gesetzgebungsprozesses erfolgen. Sonst bewirkt es am Ende das Gegenteil von dem, was wir uns darunter vorstellen.

Zum Schluss möchte ich noch darauf hinweisen, dass im Zusammenhang mit Rechtspopulismus und Migrant*innen die Problematik von Antimuslimischen Rassismus und auch Antiziganismus in einer Aufzählung nicht fehlen darf. Auf Seite 53 müsste dies noch ergänzt werden.

Zusammenfassend möchte ich die folgenden Punkte nennen, über die wir diskutieren sollten:

1. Angehörige andere Religionen als das Christentum oder das Judentum sind keine Fremden und sollten nicht ständig im Kontext von Migration thematisiert werden. Wie kann hier tatsächliche Augenhöhe und Akzeptanz entstehen?
2. Wie können wir diese Vorurteile überwinden?
3. Wie gehen wir mit unterschiedlichen Sprachen um? Kann hier vielleicht ein interkultureller Knigge entstehen, der besagt, wann in welcher Sprache gesprochen wird?
4. Wie können wir gemeinsam Rechtspopulismus und Rechtsextremismus in unserer Gesellschaft begegnen?
5. Wie können wir eine offene Gesellschaft gestalten, die sich als Einwanderungsgesellschaft begreift?
6. Wie kann Miteinander in Vielfalt gemeinsam gelebt werden?